

Romanze in Marseille. Teil 24

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

Ob Frank nicht hier gewesen sei, wollte Martin zuerst wissen, doch Jost verneinte, er hätte den Deutschen zuletzt mit ihm gesehen, er werde aber gewiss bald kommen, wenn er ihn doch erwarte.

«Möchtest du etwas trinken?» fragte er besorgt.

Ja, trinken wollte er, seine Kehle war brandtrocken. Das stundenlange Herumlaufen durch die brutheissen Strassen hatte ihm zugesetzt. Er bestellte Limonade und Wein, worauf sich Jost Frankhauser im Nu in den dienstfertigen und flinken Garçon zurückverwandelte, in diesen komischen Kellner mit der viel zu weiten und schmutzigen Jacke und den behenden Schritten. War es denn überhaupt möglich und wahr, dass dieser rührende Bursche vor noch nicht gar langer Zeit in einer bernischen Talschaft Ziegen gehütet, Mist gezettet und in der Bodenkammer auf einem Laubsack geschlafen hatte?

Von der Gassenschlucht her drang durch den Glasperlenvorhang das Geschrei der spielenden und streitenden Kinder, und ab und zu hörte man die Stimme einer Frau, die keifte und vermutlich völlig vergeblich an irgendein unsichtbares Kind die immer gleichen Ermahnungen richtete. Die Männer indessen schienen zu schlafen. Ganz in der Nähe, vielleicht eine oder zwei Türen weit, bearbeitete jemand mit unsicheren Fingern die Tasten eines Akkordeons.

Armselig erschien ihm nun sein Dasein wieder, eine sinnlose, vergebliche Jagd nach Brot und Arbeit. War es denn wahrhaftig nicht mehr möglich, ein rechtschaffenes und redliches Leben zu führen? Oder musste man fast zwangsläufig zu einem Asozialen werden, wenn man von den Gütern dieses Lebens ausgeschlossen wurde? Dem herrlich beschwingten und vergnügten, dem welt-erobernden und siegessicheren Morgen war ein

böser Katzenjammer gefolgt. Die Summe seiner Misserfolge und die Vergeblichkeit aller seiner Anstrengungen war niederschmetternd. Warum nur hatte er es sich starrsinnig in den Kopf gesetzt, das Unmögliche zu erzwingen? Warum liess er sich nicht einfach wie alle anderen treiben? Warum wollte er denn mit aller Gewalt gegen den Strom schwimmen? Warum vor allen Dingen wollte er in dieser verfluchten Stadt ausharren und sein Brot mit redlicher Arbeit verdienen? Wo doch kein Mensch seine Arbeit begehrte, wo er im Gegenteil noch gewärtigen musste, eingesperrt oder ausgewiesen zu werden. Diese Stadt mit ihren herrlichen Gerüchen und mit ihrem Aasgestank! Diese Stadt, die erfüllt war von einem unbändigen Leben — Europa noch und auch schon Afrika. Diese Stadt im strahlenden Licht, umspült und umschäumt vom Meer, dem Meer aus allen Zonen. Warum wollte er starrsinnig ausharren? Er wusste die Antwort selber nicht. Noch hatte er ein bescheidenes Zehrgeld von etwas über 50 Francs. Wenn dieses Geld verbraucht war, stand er von neuem vis-à-vis de rien, und dann musste er sich endgültig entscheiden, ob er wollte oder nicht. Und wenn er Simone bitten würde, auf ihn zu warten? Wenn er sie bitten würde, vielleicht lange zu warten? Oder wenn er sie entführte? Er sah keinen Weg aus dem Dickicht seiner sich widerstrebenden Gedanken.

Und er war müde, unsagbar müde nach diesem stundenlangen, zermürbenden Suchen. Als sein Landsmann ihm den Rotwein und die Limonade brachte, mischte er sich ein Gebräu und trank das Glas in einem Zug aus; er atmete tief und erfrischt und empfand es äusserst angenehm, als die Kohlensäure ihm prickelnd in die Nase stieg und ihn zu einem heftigen und erleichternden Niesen reizte.

Jost Fankhauser setzte sich ihm gegenüber. «Hast du Pech gehabt?» fragte er zartfühlend und besorgt.

«Und wie! Es ist zum Kotzen! Günter hatte immer recht, aber ich wollte es ja besser wissen.»
«Der Deutsche?»

«Ja — er! Es ist aussichtslos, und wenn ich noch tagelang die Fabriken und Geschäfte abklopfe und mir den Knöchel an den Türen wundschlage. Heute haben sie mich an einigen Orten wie einen Verückten angeschaut. Und es ist ja wahr: man ist übergeschnappt, wenn man Arbeit sucht, man ist nicht mehr bei Verstand! Wenn ich noch Franzose wäre, dann hätte es vielleicht ein wenig Sinn, dann könnte ich es am Ende erzwingen, aber als Ausländer . . .» Er machte eine wegwerfende Handbewegung und mischte sich verdrossen einen frischen Trunk.

«Das hätte ich dir auch sagen können, ich war ja noch schlimmer dran als du, denn ich durfte nicht einmal wagen mir Arbeit zu suchen — ohne Papiere! Dann wäre ich bald aufgeschmissen gewesen. Weisst du, vor der Gendarmerie habe ich keine Bange gehabt, da hätten sie dir doch wenigstens hin und wieder etwas zu essen gegeben, aber ich hatte eine Heidenangst, sie könnten mich per Schub zurückschicken wie einen kranken Hund. Ohne Papiere bist du nämlich niemand, gar nichts bist du, existierst nur in deiner eigenen Einbildung. Auch die halbwegs gesunden Leute geben zu, dass du existierst, aber sobald einer eine Uniform trägt oder hinter einem Schalter hockt, wirst du wieder in nichts aufgelöst. Ohne Papiere bist du nichts, nichts, einfach gar nichts! Und wenn ich ihnen tagelang die Ohren vollschreien würde, dass ich Jost Fankhauser heiße, sie würden es mir nicht glauben. Aber bald soll ich meinen Pass bekommen! Dann hat sich Jost Fankhauser gemausert, jawohl! Dann wird aus Jost ein neuer Mensch!»

Jodok lachte vergnügt, seine Augen blitzten schlau, er triumphierte, und ein Frohlocken strahlte er aus, dass Martin wider Willen lachen musste. Geheimnisvoll seine Stimme senkend, fuhr er fort: «Wahrscheinlich bin ich dann ein Belgier, was sagst du dazu? Ziemlich sicher ein Belgier, hat er gesagt. Das ist doch besser, als wenn ich Bulgare würde, findest du nicht? Aber schweig um des Himmels Willen!» Er starrte Martin mit beschwörenden Augen an.

Sie sassen eine Weile schweigend und Martin trank wieder gierig einen Schluck seiner Wein-Limonade-Mischung.

«Was ich dir noch sagen wollte», begann Jodok von neuem, «ist folgendes: es gibt gewisse Möglichkeiten zu Geld zu kommen. Man könnte zum Beispiel am Bahnhof auf Landsleute lauern und sich ihnen als Führer anbieten, die wollen doch alle Abenteuer erleben und im Hurenviertel das Gruseln kennen lernen. Manchmal gibt es auch Ladearbeiten am Alten Hafen, wenn dort die spanischen Barken anlegen, aber es sind natürlich schon viele andere da, die auf diese Arbeiten lauern. Du wirst nie der erste sein, verstehst du! Ich kannte auch einen Schweizer, der in einem Bordell das Mädchen für alles gemacht hat, aber das wäre wahrscheinlich nichts für dich.»

Martin schüttelte angewidert den Kopf. Daran auch nur zu denken, erzeugte in ihm ein körperliches Unbehagen.

«Ich habe manchmal nur von den Orangen gelebt, die ich am Alten Hafen aus dem Wasser gefischt habe», fuhr Jodok fort, «alles habe ich gegessen, was man überhaupt verdauen kann, alles! Und ich lebe immer noch . . .» Er wunderte sich manchmal über alle Massen, dass er noch lebte und vergnügt war. «Wenn ich diesen Unterschlupf hier nicht gefunden hätte, wäre ich aufs Land gegangen, bei den Bauern kann man noch am ehesten unterkommen, aber ob sie dir einen Lohn bezahlen, das ist wieder eine andere Sache . . .»

Daran hatte Martin auch schon gedacht. Eigentlich hatte er ja schon alle nur erdenklichen Möglichkeiten erwogen.

Eine massige Gestalt verdunkelte den Eingang, und dann torkelte durch die Perlenschnüre ein wahrer Riese von Mann in die Kneipe.

Fankhauser fuhr herum und strahlte. «Nikolai!» Er griff sich mit einer komischen Gebärde ans Kinn. «Nikolai und stinkbesoffen!»

Der hünenhafte Mann blickte sich mit gläsern starrenden Augen um, torkelte zum erstbesten Tisch, wo er sich wie ein Sack auf die Bank fallen liess. Als nun Fankhauser lachend vor dem schwer betrunkenen Hünen stand, spielte sich eine Art Pantomime vor Martin ab, die er ziemlich ratlos bestaunte. Der Hüne nämlich blickte langsam auf, fixierte den kleinen Kellner krampfhaft, verzog dann sein Gesicht zu einem gutmütigen lautlosen Lachen, einem erkennenden Lachen, ergriff hierauf mit einer seiner gewaltigen Prutzen die schmuddlige Jacke Jodoks, drehte den Stoff in seiner Faust, wie man ein nasses Wäschestück auswringt, zog den Kleinen, der alles gelassen mit sich geschehen liess, an sich heran, stierte ihm mit

einer fürchterlichen Grimasse wortlos in das Gesicht und stemmte ihn schliesslich in die Höhe, ohne sich vom Platz zu rühren. Fankhauser schwebte in der Luft, lachte Martin glücklich und freute sich wie ein Kind über diesen idiotischen Spass. Dann stellte der Kraftmensch ihn wieder sanft auf die Erde, liess die Jacke fahren und lallte französisch und mit einer tiefen Bassstimme: «Wie geht's, du Zwerg?»

«Extra bien, Nikolai!» antwortete Jodok prompt, «magnifique!»

«Winziger Aufschneider!» lallte der Hüne gutmütig, «marsch und bring mir Wein! Schwatz kein dummes Zeug — merde . . .»

Er legte seine dunkel behaarten Arme breit auf den Tisch und starrte vor sich hin.

Jodok lachte und verabreichte dem Riesen einen kameradschaftlichen Klaps auf die Schultern.

«Mein bester Gast!» sagte er in seinem behäbigen Berndeutsch stolz zu Martin, «heute gibt es noch ein gutes Trinkgeld — Nikolai ist grosszügig! Mindestens einige Seemeilen macht das aus.» Immer dachte er an das Schiff, das ihn bald nach Südamerika bringen sollte, und wenn er nachts in seinem Schlafwinkel das Ersparte zählte, stellte er die unsinnigsten Berechnungen an.

Er eilte federnd zum Büffet und füllte eine Weinflasche aus dem schweren Krug, der vermutlich alle Weinsorten in einer Synthese enthielt. Der Elsässer legte keinen Wert darauf, dass ihm sein Wein selber mundete, wie der dicke François.

Der Mann namens Nikolai lag mit seinem schweren Oberkörper in dumpfer Trunkenheit über dem Tisch. Die anderen Gäste waren offenbar an den Anblick dieses menschlichen Ungetüms schon gewöhnt, denn sie beachtetten ihn kaum. Er musste grosse Körperkräfte besitzen; seine Arme waren wie junge Buchenstämme und sein offenes und schmutziges Hemd enthüllte einen breiten, affenartig behaarten Brustkasten. Sein Kopfhaar, durchsetzt von grauen Strähnen, war voll und lockig, sein düster umschattetes und mannhaftes Gesicht vom Alkohol verwüstet.

Als Fankhauser geschäftig mit der vollen Flasche erschien und einschenkte, griff der Riese unbeherrscht nach dem Glas und kippte seinen Inhalt mit einer eigentümlichen Bewegung in den Schlund, um dann sogleich wieder in sein dumpfes Brüten zu versinken.

«Was ist denn das für ein Ungeheuer?» fragte Martin in seinem Dialekt, als Fankhauser zu ihm zurückkehrte und sich setzte.

«Ein Russe! Ich weiss aber nur, dass er Nikolai heisst, sonst nichts. Und dass er schon lange in Marseille lebt und Kraft hat wie ein Bär. Berühmt ist er auch überall am Alten Hafen. Was meinst du, der könnte bei uns Schwingerkönig werden! Hast du gesehen, wie er mich in die Zange genommen hat — nur zum Spass. Das gibt ihm nichts zu tun, verstehst du, wenn er mich fünf geschlagene Minuten mit seiner waagrecht ausgestreckten Faust stemmt. Wenn ich seine Kraft hätte, gute Nacht, dann würde ich nicht hier sitzen und Trübsal blasen. Nikolai arbeitet am Hafen, aber nur, wenn es ihm gerade passt. Meistens ist er stinkbesoffen, und dann bleibt er liegen, wo es ihn gerade hinwirft, in jedem Dreck, mitten auf der Strasse, das ist ihm ganz hundewurst, er weiss ja auch nichts mehr davon, nicht? Er gibt mir immer ein schönes Trinkgeld, er ist ein feiner Kerl, der Nikolai.»

Und ein armer Kerl, ein bedauernswerter armer Teufel, dachte Martin, als er den Russen betrachtete, der tierisch dumpf halb über dem Tisch lag.

«Er könnte dich doch einmal bei einem solchen Spass aus Versehen zermalmen», sagte er anzüglich.

«Und wie! Wie eine Wanze! Er mag mich doch! Wir sind beinahe Freunde, und er ist gutmütig wie ein Bär. Du solltest einmal zuschauen können, wenn er eine Kneipe ausräumt, wie da die Fetzen stieben!»

«Und das nennst du gutmütig wie ein Bär?»

«Klar, wie ein Bär! Bären sind auch nicht gutmütig, wenn man sie reizt.»

Jost Fankhauser war noch wie ein Kind, und gewiss befähigte ihn seine Kindlichkeit dazu, dieses Leben zu ertragen und dabei immer noch guter Laune zu sein. Aber manchmal war er wieder sehr reif, und seine nichts weniger als kindlichen Erlebnisse hatten sich tief in ihm eingepägt. Er lebte munter in den Tag hinein, nahm die Stunden wie sie kamen, liess Vergangenheit Vergangenheit sein — seine Gedanken lebten und webten in der Zukunft, in der fernen neuen Welt, in Brasilien, und er baute in seiner Phantasie wunderbare Bilder von seinem künftigen Leben. Auch der scheinbar einfachste, primitivste Mensch, immer wieder entdeckte dies Martin mit fast fassungslosem Staunen, war voller Geheimnisse, war nicht zu enträtseln und nur in oberflächlichen Augen ein Mensch wie alle anderen.

Während nun Martin mit wachsender Ungeduld und Besorgnis auf Frank wartete, erzählte ihm sein Landsmann vom Leben und Jammer dieses

hünenhaften Säufers, der am Nebentisch dumpf vor sich hinbrütet, ein furchteinflössender Riese, ein Koloss, der von Zeit zu Zeit sein Glas mit zitternder Hand nachfüllte und in seine Kehle kippte. Um einer Frau willen sei er zum hoffnungslosen Säufer geworden. Das war nun freilich nichts Besonderes und mancher Saufaus bildet sich zu Recht oder zu Unrecht ein, die Frau habe ihm gewissermassen gewaltsam die Flasche aufgezwungen. Eine schwache und listige Frau habe diesen Riesen gefällt, ihn zum Hampelmann ihrer Herrschsucht, ihrer Launen und Kapricen gemacht und ihn — bildlich gesprochen — wie einen Tanzbär an einem Nasenring durch die Strassen geführt. Geliebt habe er sie wie ein Rasender, wie ein willenloser Sklave, wie ein Hund, der auf dem Grab seines Meisters verhungert. Kein Mann habe während Jahren gewagt sich mit Nikolai zu messen, aber diese kleine Hure hätte ihn behandelt wie ein Kind, durch sie sei er zum Gespött aller geworden. Und eines Tages habe sie ihm den Laufpass gegeben, dem grossen, starken, nüchternen und arbeitsamen Nikolai, der sie heiraten und mit ihr Kinder zeugen wollte. Mit einem Gigolo, irgend einem schmierigen Reptil von einem Zuhälter, sei sie durchgegangen und für immer verschwunden; man vermute nach Algier oder Oran. Nikolai aber sei immer tiefer gesunken und verkommen, gearbeitet habe er nur noch um trinken zu können und getrunken habe er nur, um sich zu betäuben. Manchmal, wenn er ganz verrückt sei, treibe er sich in der Rue Bouterie herum und gebe irgendeiner Prostituierten Geld, nur um an ihrer Brust zum Gaudium ganzer Weiberscharen weinen zu können.

Es war eine triviale Geschichte, die Jost Fankhauser von diesem russischen Samson und seiner Delila erzählte, vermutlich ein seltsames Gemenge von Dichtung und Wahrheit; die Tragikomödie eines Haltlosen, der das kurze und bittere Abenteuer seines Lebens im Alkohol ersäuft. Nur ein menschliches Wrack war er noch, dieser Hüne, und wer weiss, so mutmasste Martin, hatte ihn nicht eine Frau gefällt, sondern das Heimweh, seine innere Verlassenheit oder die Sinnlosigkeit seines Lebens. Und eines Tages würde er im Delirium tremens enden, in einer Gosse ersticken, an einem hinterlistigen Messerstich verbluten oder, wie die meisten armen Teufel, im Spital sein Leben aushauchen. Die Wege des Menschen durch die Finsternisse des Lebens, über die Höhen und Tiefen und an den Abgründen des Schicksals entlang,



sind unberechenbar und alle Wegweiser täuschen. Das endgültige Ziel, der Tod, hält sich verborgen, und er ist alles in seinem Hinterhalt: das reissende Tier, die zuschlagende Pranke und der barmherzige und brüderliche Erlöser. Günter Frank kam immer noch nicht. Bald war es sechs Uhr und er musste sich beeilen, wenn er noch rechtzeitig das Asyl de Nuit erreichen wollte. Er erhob sich entschlossen und bezahlte.

«Er wird dort auf mich warten», sagte er zu Fankhauser, «davon haben wir ja heute früh gesprochen.»

In Wirklichkeit wusste er aber nicht mehr, was sie besprochen hatten, seine Gedanken waren ja schon ganz wo anders gewesen.

Auf der Schwelle hielt ihn Jost nochmals zurück, fasste ihn vertraulich am Arm und sagte eindringlich bittend:

«Du kommst doch wieder vorbei?»

«Ja, gewiss, warum fragst du?»

(Fortsetzung folgt)